

TRAUER, TRAUMA UND MUSIK

Maja Anters Literaturkolumne
»Musik und mehr«

Kann Musik von Krieg und Frieden besser erzählen als Worte? Kann Musik trösten? Ja, das kann sie, sagen drei sehr unterschiedliche Bücher.

Sturz in die Abgründe

Ihr »Urgeschäft« ist nämlich die Vergänglichkeit, erklärt Peter Gülke, der sich auf der letzten Seite von »Musik und Abschied« bei den Lesern entschuldigt: Ihnen sei ein »arger Spagat zugemutet« worden. Gemeint ist der Spagat zwischen musikphilosophischen Betrachtungen und den sehr persönlichen Einblicken in die Trauer um die Frau, »mit der er 60 Jahre lang »in Not und Freude« verbunden war«.

Es kostet tatsächlich Mühe, sogar Kraft, dem für seine musikwissenschaftliche Prosa hochdekorierten Autor und Dirigenten zu den Grenzen unseres Erdenlebens zu folgen. Der sowohl praktisch als auch theoretisch außerordentlich erfahrene Musiker verarbeitet seinen Verlust im wahrsten Sinne des Wortes, indem er jeden noch so kleinen Tonbaustein der Werke abträgt, die ihn beim Abschied begleiten. Mit ihren Schöpfern, Komponisten wie Bach oder Schubert, verbindet Gülke eine Art »Kameradschaft«: Sie wollten sich »ähnlich fassungslos ins Ritual retten« und griffen dabei zu Formeln, die sie so abwandeln, dass ihr ganz persönlicher Kummer von anderen geteilt werden konnte.

Gülke sieht es mit dem vor kurzem verstorbenen Philosophen Odo Marquard als ein Vorrecht des Alters, durch das »eigene Verschwinden und Verklingen ...

ungehemmt sehen und sagen« zu können: »So ist es.« Deshalb nimmt er die Leser auch keineswegs sachte bei der Hand. Er stürzt sich vielmehr ohne Rücksicht in die Abgründe, die unter den Tönen liegen und vor denen wir uns am meisten fürchten. Dass man den Tod einfach nicht begreifen kann, spiegelt sich in Textpassagen, die mitunter ein fast ebenso großes Rätsel bleiben. Wer jedoch mit Peter Gülke in die Tiefe springt, bekommt eine leise Ahnung davon, wie kostbar der Schatz ist, den uns eine Kultur bietet, die die Unbegreiflichkeit des Todes in etwas Ewiges verwandelt, das Trauernde über Jahrhunderte hinweg verbinden und trösten kann.

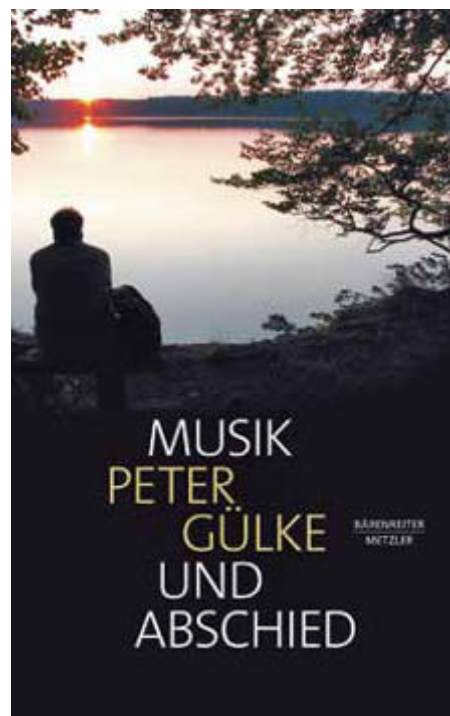
Zwischen den Werkanalysen gibt der Witwer tiefe Einblicke in seinen Verlust: Er hört die erschreckende Stille im Haus, wundert sich über vorgedruckte Beileidskarten, versucht Gerüche festzuhalten und meint, wahnsinnig zu werden. Vor diesem Wahnsinn bewahren ihn nicht zuletzt die vielen Kameraden, die dem Rätsel des Todes komponierend oder dichtend auf die Spur kommen wollten und es inzwischen vermutlich gelöst haben.

Trauern wird jeder von uns einmal, und Peter Gülke beschreibt, wie weh das tut. Er zeigt aber auch, dass man dann nie ganz allein ist.

Töne auf Trümmern

Wenn die Vergänglichkeit ihr Urgeschäft ist, dann hat die Musik im Krieg besonders viel zu tun. Komponisten, die erlebten, wie alles in Schutt und Asche fiel, verwandelten ihren Schrecken in Töne. Unzählige Werke entstanden auf Trümmern. Umso erstaunlicher ist, dass es bisher nur wenige Untersuchungen darüber gibt, wie Kriegserfahrungen musikalisch verarbeitet wurden. Der Pionier auf diesem Gebiet ist Stefan Hanheide, der sich in seinem Buch »Pace« mit »Musik zwischen Krieg und Frieden« beschäftigt und damit noch immer recht allein auf weiter Forscherflur steht.

Auch wenn das Cover eher ein Manifest von Greenpeace als eine Sammlung musikalischer Analysen vermuten ließe und



auf dem Buchdeckel in großen Lettern der Frieden prangt, so berichten die 40 Werkporträts doch vor allem von den Kriegsspuren in der Musikgeschichte. Mit Guillaume Dufay, für den der Friede ganz in Gottes Händen lag, startet Hanheide im Jahr 1433. Sehr erhellend und ohne sich im Kauderwelsch seiner Zunft sehr zu verlieren, zeigt er, wie mit Hilfe des Kanons sogar Friedensverhandlungen ihren Weg in den Tonsatz fanden, wie beklemmend Johann Hildebrandt in seinen 1645 in Leipzig gedruckten »Kriegs-Angst-Seufftzern« das Elend des Dreißigjährigen Krieges besang und dass Gustav Mahler lange vor Joan Baez eines der ersten Antikriegslieder schrieb.

Da es sehr viele Kompositionen »zwischen Krieg und Frieden« gibt, ist Hanheides Auswahl notgedrungen begrenzt. Er konzentriert sich schnell auf die neue Musik, die vom Trauma der großen Kriege und Diktaturen im 20. Jahrhundert mehr erzählt, als man vor der Lektüre geahnt hätte. Die Fäden, die die einzelnen Geschichten miteinander verbinden, muss zwar jeder Leser selbst entdecken, erfährt dabei aber ungeheuer viel über eine Musik, die für ihre Neigung zur Abstraktion berühmt-berüchtigt ist und sich damit vielleicht auch vor den schrecklichen Erfahrungen schützt, die ihr zugrunde liegen.



Das Vertrauen, das in die Töne gesetzt wurde, wirkt dabei geradezu erschütternd. So berichtet Hanheide von Bernd Alois Zimmermann, Jahrgang 1918, der fünf Tage nach der Vollendung seiner »Ekklesiastischen Aktion« mit dem Titel »Ich wandte mich und sah an alles Unrecht, das geschah unter der Sonne« Selbstmord beging. Er zitiert Hans Werner Henze, Jahrgang 1926, für den die Musik »das beste Mittel gegen das jedem Menschen innewohnende seelische Unglück« war. Und er gibt das unvorstellbarste Beispiel für die Kraft von Noten: In südkoreanischer Gefangenschaft, gefoltert und in Todesangst, schrieb Isang Yun eine komische Oper und sagte später: »In der Musik war ich frei.«

Fenster für den Keller

Solch eine innere Freiheit haben auch Auschwitz-Überlebende in der Musik gefunden: Esther Bejarano zum Beispiel, die als 18-Jährige im Mädchenorchester des Konzentrationslagers Akkordeon spielte und heute, im Alter von 91 Jahren, gegen Fremdenfeindlichkeit rockt. Oder Greta Klingsberg, die in Theresienstadt die Hauptrolle in Hans Krásas »Brundibár« sang und sich dafür einsetzt, dass diese Kinderoper samt ihrer



beklemmenden Aufführungsgeschichte nicht vergessen wird. In ihrem Beitrag für das Buch »Nebelkinder« nimmt sich Christa Spannbauer diese beiden Frauen zum Vorbild. Deren »ungebrochener Lebensmut« habe sie gelehrt, »mich selbst und meine Probleme nicht mehr so schrecklich wichtig zu nehmen«. Sie ist eine deutsche »Kriegsenkelin« und gehört damit zu einer Generation, deren Eltern als Kinder den Krieg erlebten und damit viel zu früh erfuhren, was Angst, Tod und auch Schuld bedeuten, darüber aber meist nie sprachen. Wie die anderen »Nebelkinder«, die im Buch zu Wort kommen, wuchs die Autorin im befriedeten Deutschland der 60er und 70er Jahre auf, spürte dabei jedoch stets das »Ungesühnte, Unausgesprochene, nicht Bewältigte« auf sich lasten. Tiefsitzende Traumata wurden von den Eltern stillschweigend an Kinder weitergereicht, die nun damit anfangen, den Nebel zu lichten, der sie und ihre Familien umgibt. Die Autorinnen und Autoren, die Michael Schneider und Joachim Süss für die große Aufarbeitung gewinnen konnten und von denen viele durch die »Kriegskinder«- und »Kriegsenkel«-Bücher von Sabine Bode dazu ermutigt wurden, in der eigenen, oft dunklen Familiengeschichte zu graben, kommen vorwiegend aus dem

therapeutischen oder journalistischen Bereich. Die unausgesprochenen Leiden der Eltern, auch die Schuld der Großeltern tragen sie schon lange als Marschgepäck durchs Leben und stellen sich existenzielle Fragen: Warum bin ich so geworden, wie ich bin? Warum will ich es allen recht machen? Warum habe ich so viel Angst?

Der Drang, die Wunden schließen zu wollen, ist in der Generation der Kriegsenkel allgegenwärtig und erscheint wie eine Falle. Eine Falle, in die einige, die hier schreiben, allerdings selbst tappen, wenn sie sich als Gesellschaftsverbesserer, gar als »Heiler der Geschichte« sehen oder neue Therapien im Stil von Werbebroschüren anpreisen. Fast alle »Nebelkinder« treten dabei aus dem »Traumaschatten« der westdeutschen Geschichte. Wie der Krieg in der DDR nachwirkte, darüber erfährt man leider sehr wenig.

Wer zu den Jahrgängen 1955 bis 1975 gehört, sollte das Buch dennoch lesen. Die eigene Familiengeschichte öffnet sich danach wie ein Kellerraum, in dem es nun endlich Fenster gibt. Eltern, Tanten, Onkeln oder Großeltern möchte man danach viele Fragen stellen und sollte das tun, solange es noch Hoffnung auf Antworten gibt. Diese Fragen und Antworten werden nicht gleich die Gesellschaft heilen, aber manches verständlicher machen. »Da ist etwas passiert, womit wir alle nicht fertigwerden«, hat die Philosophin Hannah Arendt über den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust gesagt. Wie wahr das immer noch ist, zeigen die »Nebelkinder« auf ganz unterschiedliche Weise.

Die Bücher

- Peter Gülke: *Musik und Abschied* – Bärenreiter/Metzler, 2015.
- Stefan Hanheide: *Pace. Musik zwischen Krieg und Frieden. Vierzig Werkporträts* – Bärenreiter, 2007.
- Michael Schneider, Joachim Süss (Hg.): *Nebelkinder. Kriegsenkel treten aus dem Traumaschatten der Geschichte* – Europa-Verlag, 2015.